

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 15

Artikel: Jerusalem - wie es heute ist
Autor: Tergit, Gabriele
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640586>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lothar lächelte: „Durchaus nicht. Der beste Prophet wurde gekreuzigt. Ich will einfach mithelfen, den Armen und Arbeitslosen einen winterlichen Verdienst zu verschaffen. Es wird auch für die Gemeinde eine Erleichterung sein, wenn die Zahl der Arbeitslosen abnimmt.“

„Sie sind immer noch eigensinnig“, staunte der Präsident entrüstet.

„Mir selbst getreu“, entgegnete Lothar schlicht.

„Was wollen Sie denn?“ lenkte der Präsident ein.

Lothar wiederholte höflich das Gesuch, die Schulsäle benützen zu dürfen, um den Dorfleuten das Erlernen der Strohflechtereie zu ermöglichen.

Der Ammann schöpfte tiefen Atem: „Die Erlaubnis kann ich Ihnen nicht erteilen. Die Vollmacht liegt in den Händen des gesamten Gemeinderates. Uebrigens ist ein Schulzimmer kein Raum für Strohkultur.“

Dem Lehrer brannte der Spott auf der Zunge: „Herr Präsident, Strohkultur wurde vermutlich getrieben, als Sie zur Schule gingen“, aber er bezwang sich, auch der Ammann mußte für die neue Zeit erzogen werden, der Kern war gut, nur die Schale verkümmert und rau.

Der Lehrer erhob sich und sprach gelassen: „Ich hoffe auf einen Entscheid, der jedermann befriedigt. Auf Wiedersehen, Herr Ammann.“

Der Ammann lachte mit einem besänftigten Unterton und sprach, sich ebenfalls erhebend: „Das müßte eine himmlische Musik sein, die allen gefallen kann. Ich muß Ihnen gestehen, das Trio Ihrer Zukunftsmusik gefällt mir nicht. Sie sind wohl sehr musikalisch, aber die Stimmen Ihrer Mitsänger haben keinen guten Klang. Auf Wiedersehen.“

Lothar ging und schloß höflich die Türe. Bedrückt, aber aufrecht schritt er vom Hofe weg und schlug den Weg nach der Wohnung des Gemeindefchreibers ein.

Fischlin wohnte im zweiten Stock einer Mehlgerei. Das Haus war Eigentum seiner Frau. Sie öffnete dem Besuch die Türe, ohne ihn eintreten zu heißen. Sie war noch mit einem roten Morgenrock angetan und sah nachlässig aus. Die Hexe aus Hänsel und Gretel, schloß es dem Lehrer durch den Sinn. Wohlstandlich erkundigte er sich nach dem Herrn Gemeindefchreiber. Die Frau räusperte sich unhöflich. Mit der langen, spitzen Nase stöberte sie in der Luft herum und erteilte die mürrische Antwort: „Ich weiß nicht, wo er sich herumtreibt. Seit das neue Geschäft besteht, ist er nun auch die halben Nächte auswärts.“ Dann musterte sie den jungen Mann mit kurzschichtigen Augen und tat ganz erstaunt: „Sie sind ja der hübsche Herr Lehrer. So, so, Sie sind also auch bei der Verschwörung gegen den Direktor von der Fabrik? Das ist schon recht, aber —“, über ihr mageres Runzelgesicht huschte ein hämisches Zucken, „aber Sie wollen doch Fräulein Claire heiraten, nicht?“

„Wer behauptet das?“

„Die Ragen sehen des Nachts am besten“, bekannte die Frau aus ihrem natürlichsten Wesen heraus. „Ich möchte Ihnen nur raten, lasset meinen Mann aus dem Spiel!“

„Ich lasse ihn völlig aus dem Spiel“, bemerkte Lothar barsch. „Adieu!“

Lothar redete sich in der frischen Luft. Neue Gegnerschaft tauchte auf, der Kampf versprach reizvoll zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Jerusalem — wie es heute ist. Von Gabriele Tergit.

Jerusalem ist die heilige Stadt der griechisch-orthodoxen Christen, der katholischen Christen, der armenischen Christen, kurzum der Christen aller Kirchen und Bekenntnisse. Jerusalem ist die heilige Stadt der aschkenasischen Juden, der sephardischen Juden, der Juden aus Bagdad, aus dem Yemen, aus Nordafrika, aus Syrien und Mesopotamien, aus Persien und der Bucharei. El Ruds — so heißt Jerusalem auf arabisch — ist nach Mekka die heilige Stadt der arabischen Mohammedaner, der Beduinen und Fellachen, der türkischen Mohammedaner, kurzum der Mohammedaner aller Länder. Die ersten Zeugnisse von der Stadt Jerusalem sind 3400 Jahre alt.

Die Altstadt ist heute noch von hohen, grauen Mauern umgeben, mit gewaltigen Toren, mit zackigen Türmen. Die Stadt, wie aus Stein gewachsen, scheint nicht gebaut zu sein. Häuser sind nicht zu erkennen. Sie sind Mauer, Torweg, fensterlose Wand. Gestein schichtet auf Gestein. Dach des einen Hauses ist Straße zum nächsten. Aus dem Felsen wächst ein Haus. Eine unbezwingbare Burg. Mitten in der Stadt. Schicht auf Schicht wohnt hier das Volk. Niemand kennt das Alter seiner Wohnung. Vielleicht 2000 Jahre, vielleicht 400 Jahre. Nur schmale Gassen. Kein Weg für Pferd mit Wagen, geschweige für Auto in einer Stadt von ungefähr 15,000 Einwohnern. Zwischen den Häusern, über die Treppen klettern Esel, Kamel und Maultier ...

Quer durch die Stadt fällt die Bazarstraße. In Gewölben sitzt hier das Handwerk: verkauft der Goldschmied den englischen Reisenden den Schmuck, der noch warm vom Hämmern seiner Hand, macht der Schmied Messinggeräte

zum Brühen des Kaffees oder für die Kästen, die die Schuhpußer durch die Stadt tragen. Im dunklen Gewölbe gehen Kamele, malen Sesamkörner zu Öl. Am offenen Feuer brät und backt der Garfisch scharf gewürzte Gerichte. Der Schuster, die Brille auf der Nase, schneidet Leder. Der Töpfer dreht Töpfe auf der gerundeten Scheibe. Eine Frau strickt kleine runde Mützen zum Verkauf. So einfach ist das Leben im Bazar, wie zur Zeit der Zünfte. Der Handwerker arbeitet gerade soviel, wie er verkaufen kann. Kein Lager bedrückt ihn. Neben ihm, im Gewölbe der Speereien, findet man dagegen Schweizer Schokolade neben englischen Konserven, portugiesischen Sardinen, italienischem Thunfisch, amerikanischem Büchsenfleisch liegen, beim Stoffhändler Baumwollstoff aus der Tschechoslowakei, England, Deutschland und Japan. Durch die drängende Menge von Lastträgern, Kaffanjuden, europäischen Juden, Arabern mit Fez, Mütze oder Turban oder dem weißen Kopftuch, das von einem schwarzen Schnurkranz auf dem Kopf festgehalten wird, christlichen Würdenträgern in schwarzer Soutane, Mönchen in der braunen Kutte, durch die Menge der Frauen, die auf dem Kopf das Wasser im Petroleumkanister, Stoff, überhaupt jede Art von Last tragen, traben die Esel, Säde zu beiden Seiten, laufen Kinder, geht der schreiende Blinde, stützt sich der Einäugige auf den Lahmen.

Getrennt durch die Bazargassen, liegen die vier Viertel der alten Stadt, das armenische, das christliche, das mohammedanische, das jüdische. Weit, reich und still, Dellampe an den Ecken zwischen den hohen Mauern, über die die Pinie sieht, hohe, schmale Cypressen, das feine, zarte wehende Blatt-

werk des Pfefferbaumes und des Eufalyptus, die Welt des armenischen Patriarchen, eine reiche, begüterte Welt. Außerhalb der Mauern ist das Patriarchat Hauptgrundstückbesitzer, Hauptbauherr der Stadt, einbezogen in fallende und steigende Grundstückspreise, innerhalb der Mauern: Stille, Kloster, Mauern und ragende Cypressen.

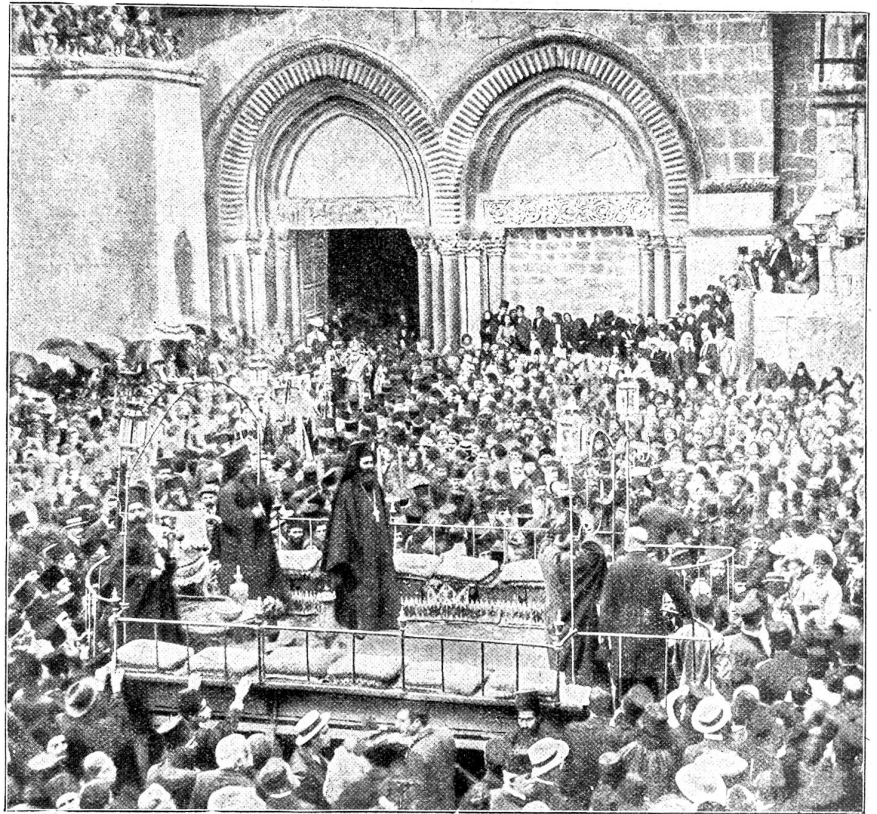
Im Christenviertel tief versteckt die Grabeskirche, gebaut um die Stätte vom Golgatha. Streng geschieden beten hier in den einzelnen Teilen der Kirche Katholiken, Armenier, Orthodoxe, in den Seitenkapellen die anderen Bekenntnisse. Selbst hier, an heiligster Stätte, keine Einigung über Kompetenz und Platzfragen. „Jerusalem, Jerusalem, Die Du tötest die Propheten und steinigst, die zu Dir gesandt sind! Wie oft habe ich Deine Kinder versammelt wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Und Ihr habt nicht gewollt.“

Straße, in der Christus das Kreuz trug, enge orientalische Gasse, teils von modernen Wohlfahrtsanstalten, teils von Klöstern eingefasst, kühlen Gebäuden des 19. Jahrhunderts, teils vom alten gelben Gemäuer gegenseitig durch Stülbogen gehalten. Via Dolorosa, jetzt gegreuzt von dem von Kauf und Verkauf erfüllten Bazar.

Die Katholiken haben hunderttausend Kalvarienberge in allen Teilen der Welt. An ihrem Ende liegen Dorfkirchen, sie führen zwischen Bäumen dahin, zwischen Feldern und Aedern. Dieser hier, der wirkliche, ist der einzige Kalvarienberg der Welt, der zwischen Häusern hindurchführt. Aber das Leid der Welt liegt nicht zwischen Wiese, Busch und Baum, sondern in Häusern, wo Krankheiten herrschen, Hunger, Schmutz und Unwissenheit, wo der Blinde, der Einäugige und der Lahme wohnen, der Menschheit ganzer Sammer.

Drittes Viertel ist das mohammedanische. Wimmeln von Mensch und Getier, unendliche Mengen von Kindern in den blau-weißen, fußlangen Kitteln, dazu knappe, braun-beige, gestricke Mützen. Viele haben tränende, franke Augen. Viele Wunden im Gesicht. Männer tragen jeder ein anderes Gewand, blau-weiße, fußlange Kittel, dazu ein europäisches Jackett und kleine gestricke Mütze, oder den Fez, hier Tarbusch genannt, oder weißes Baumwolltuch, das mit schwarzen Schnüren gehalten wird, dazu der schwere braun-beige oder schwarz-weiße Umhang aus grobem Sackleinen, der aus zwei viereckigen Teilen besteht, oder rötlicher Turban, oder türkische Hose, oder Würdenträger im schwarzen Gewand. Dazu die Frauen: die städtischen schwarz geleidet, schwarzes Cape um die Schulter, schwarzer Schleier vor dem Gesicht. Die Ländlichen: Ueber das schwarze Gewand mit dem rötlich gestrichten Brustlatz die schwarze oder rote oder lila gesteppte Samtjade mit Pelz am weiten Ärmel, ein Tuch über dem Kopf.

Weiter, unendlicher Platz des Salomonischen Tempels, jetzt der Omarmoschee. Die Moschee besteht aus grünen und blauen Kacheln, herumgebaut um den Felsen, auf dem nach der Legende Isaak von Abraham geopfert werden sollte. Abscheuliche Teppiche, rot und grün, von Abdul Hamid in den 90er Jahren gestiftet, heitere Minaretts und Brunnen, an denen die Frauen Wasser schöpfen. Vor der endlosen Weite des Platzes liegt auf dem grünen Hügel des Gar-



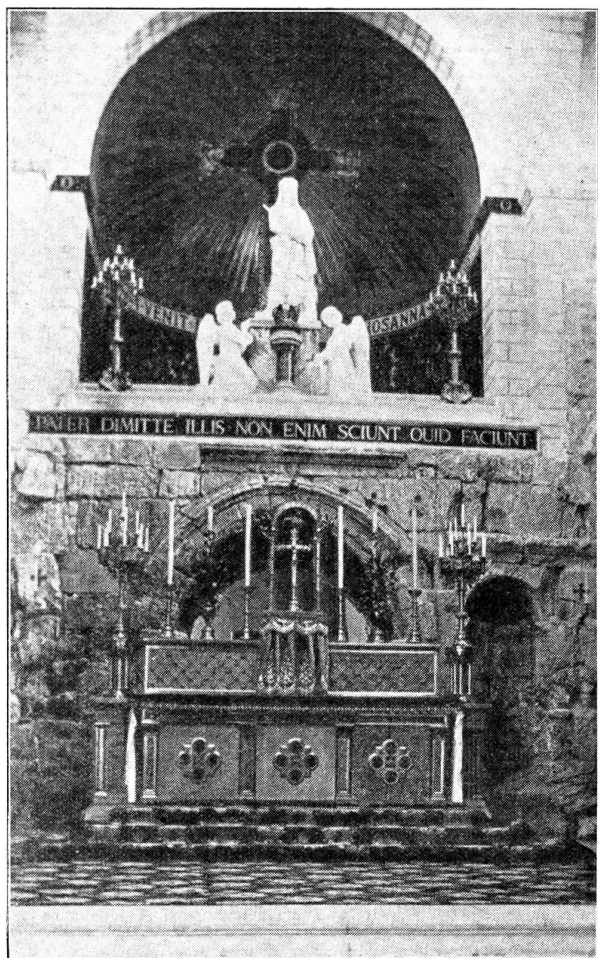
Ostern in Jerusalem.

Ankunft der Patriarchen der griechisch-orthodoxen Kirche vor der heiligen Grabeskirche zur Fußwaschungszereemonie, die alle Jahre in der Osterwoche hier mit großem Pomp gefeiert wird. Unter der Kuppel der Kirche steht an der Stätte des Felsengraves, wo Joseph von Arimathia die Leiche Jesu nach der Kreuzabnahme bestatten ließ, eine mit kostbaren Lampen erleuchtete Kapelle. Sie ist die Wallfahrtsstätte der gläubigen Christen aller Zeiten und Zonen und hat zur Osterzeit Massenbesuch.

tens Gethsemane eine vieltuppelige russische Kirche, liegt im Tale des Baches Kidron ein griechisches Kloster, ziehen sich die steinernen Hügel und Berge, aus denen Jerusalem besteht, die Friedhöfe, die Stadt der Toten. Die arabischen mit den steinernen Fezen, hoch oben, weißes Mausoleum, der englische Soldatenfriedhof aus dem Weltkrieg, und drüben, endlos, der uralte Jüdenfriedhof mit einem der wenigen Zeugnisse jüdischer Kunst, dem Grabe Absaloms. Dort liegt, aus rötlicher Erde und grauem Delbaum gebaden, das Siloat, und im Stein versinken die aus dem Stein der Landschaft gebauten Menscheniedlungen.

Jerusalem war eine jüdische Stadt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Vertrieben, wieder gekommen, vertrieben, wieder gekommen. 1914, vor dem Kriege, lebten in Jerusalem 80,000 Menschen, darunter 50,000 Juden, 1933 90,000, darunter 60,000 Juden. So wohnen sie in der Altstadt: man tritt in der engen Gasse durch ein stockdunkles Tor in tiefen Schmutz. Ist der kurze Gang zu Ende, liegt ein Hof, manchmal mit einer steinernen, manchmal mit einer eisernen Treppe, die von unten hinaufführt zu den oberen Wohnungen, die wiederum an einem Hof liegen, wo die Zisterne das Wasser sammelt. Manchmal fensterlose, dunkle Höhlen — einzige Öffnung die Tür — gefüllt mit schmutzigen Lumpen, unbezogenen Betten, manchmal hochgeputzte helle Zimmer. Blick hin über Stadt und Land, Spiegelschränke, saubere Betten.

Hier haufen unter Lumpen die kurdischen Jüdinnen, deren Männer Lastträger sind oder Steinhauer, hier wohnen würdige Sepharden, die den Fez tragen, mit ihren sauberen Frauen. Hier sitzen in den gewölbten Läden, bleich, bebrüllt, das Gesicht von blondem, braunem, rotem Bart umwuchert, das schwarze Käppchen auf dem Kopf, polnische Juden, das



Jerusalem. Altar im Seitenbogen des römischen Triumphbogens (Ecce-homo-Bogen).

Buch vor dem Gesicht, und studieren, während um sie ein kleiner Laden, vollgefüllt mit Kram, langsam vollstaubt. Hier wohnen die orientalischen Juden, die aus Bagdad kommen, aus dem südlichsten Arabien, aus Yemen. Es wohnen dort die alten Frauen, die in Jerusalem sterben wollten. Hier in Jerusalem leben die Almosenempfänger aus aller Welt, sie haben ihr Leben Gott geweiht, für ihren Leib muß der Nebenmensch sorgen. Hier liegen die hundert Bettelhäuser versteckt, verborgen, durch Häuser hindurch, hinter Höfen, tief in der Erde. Kahl, asketisch, fernab von der heiteren Diesseitigkeit der mohammedanischen Moschee, fernab von der Feierlichkeit der Grabeskirche. Hier, in dieser jüdischen Stadt, ist der kahle Saal, versteckt in den Hof und Keller zwischen Armeleutwohnungen, der Tempel der Juden geworden. Sie hatten weder Geld noch Macht zu einem prächtigen Bau, und sie durften auch nicht, solange sie zerstreut waren in alle Winde, einen Tempel errichten, der dem Salomonischen ähnlich sein könnte an Glanz.

Hier liegt in einer Ecke die Klagemauer. Rest des von Titus zerstörten Tempels, nichts als eine gewaltige Mauer, 18 Meter hoch und eben so tief unter der Erde, westliche Stützmauer des alten Tempelplatzes. Sie steht da, nichts als eine Mauer aus gewaltigen Quadern, einziges sichtbares Zeichen des alten Judenstaates. Aber an diesen Steinen weinen durch die Jahrtausende Juden um ihre untergegangene Welt. Es weint dort eine Frau, die den Kopf an den Stein legt, ein paar alte, franke Juden hocken am Boden, beten sich hinüber ins Jenseits, ein Entrückter wiegt den Körper im inbrünstigen Gebet zu Gott. Aber es sind nur noch wenige, die dort beten. Die klagenden Juden an der Tempel-

mauer zu Jeruschanim sind nur noch Vergangenheit, nur noch Symbol für die neue jüdische Welt, die draußen beginnt vor den Toren.

Am Jaffator beginnt die Jaffastraße mit zwei offenen arabischen Cafés, aus denen unausgesetzt die langezogenen Töne von arabischen Schallplatten kommen. Hier liegt, zwanzig Schritt von der Jaffastraße, Bauplatz an Bauplatz, Schutt, ragendes Hochhaus und versinkendes, das nur drei Fenster breit ist. Raum gehbares Gelpflaster neben bestem Asphalt an der anderen Stelle. Läden werden ausgebrochen, die hebräischen Buchstaben der heiligen Schrift reklame-technisch in die Breite und Länge vergrößert, vereinfacht, ihrer Schwünge und Zierate beraubt. Neben dem Keller, in dem alte und minderwertige Felle feilgeboten werden, eröffnet ein deutscher Jude ein elegantes Herrenkonfektionsgeschäft mit allem Glanz westlicher Ladenkultur, eine neue große Straße ist seit dem letzten halben Jahr entstanden, ein Buchladen, ein Radiogeschäft, Innenarchitektinnen eröffnen Läden für geblumten Ching und handgeschmiedete Laternen. Neben dem alten Geschäft für Orientwaren, Teppichen, Silberfiligran, Schafspelze, Stidereien empfiehlt sich eine Schneiderin, die aus der Haute Couture von Paris kommt. Aus Glas und gebogenem Stahl schimmern die Ingredienzen der Schönheitspflege: Puder, Crème und Lippenstift. Restaurants werden aufgehellt, frisch gestrichen und große Lichtkugeln hineingehängt. Ein Berliner Konditor backt herrlichen Kuchen, ein junges Ehepaar führt die Konditorei, wo es behaglich ist und mitten zwischen der hebräischen Schrift steht auf Berlinerisch: „Heute gibt's Schlaglahne“. Dicht besät von Fliegen, die mühselig mit der Fliegenklatsche im Sommer verjagt werden, hängen im Gewölbe der Altstadt die Hammel offen am Haken zum Verkauf aus, draußen an der Jaffastraße eröffnet ein ehemaliger Warenhausdirektor einen gefachelten Palast für Fleisch. Ein breites Glasfenster zeigt den Kühlraum, wo die Tiere — trotz Frigidaire blutige Kadaver — sich den entzückten europäischen Hausfrauen darbieten, und die Fliegenbekämpfung schritt von der Fliegenklatsche zum Ventilator fort. In der Nebenstraße häuft sich im Sommer der Müll, im Winter wird die Straße tiefer Morast. Bilder europäischer Großstädte von 1820 werden lebendig, wo der Rinnstein abgebildet wird, die Laterne, die zum abendlichen Ausgang gebraucht wird.

Dagegen: Beth Saffarem, Siedlung von Lehrern und Mittelsständlern, tief versteckt im Grünen, zeigt, was Liebe und Sinn für Blume, Bäume und Gebüsch auch ohne Geld schaffen kann. Rechavia — Wohnstadt der Begüterten, europäisch nach englischer Bauordnung angelegt, Vorgärten, moderne Häuser, glatt, gerade, zwei bis drei Stock hoch, aus dem Stein der Landschaft, weißgrauen Quadern, mit flachen Terrassendächern, breiten, gelagerten Fenstern, schlifförmige Loggien, Garagen bei Seibe, alles noch baum- und rasenlos, mit fließendem Wasser, gefacheltem Bad, mit Zentralheizung für den regengußgefüllten Winter, mit Fliegennezen, mit steinernen Fußböden für den glühenden Sommer, und an allen Häusern Schilder von deutschen Ärzten, Kinderärzten, Nervenärzten, Zahnärzten, Frauenärzten, Ohrenärzten, Augenärzten, deutschen Photographinnen, deutschen Gymnasiallehrerinnen, deutschen Kosmetiklehrerinnen. Innen Bürgertum und Bücherschrank, Couch, Standlampe und Büffet, und Damen, die sich anziehen, und Damen, die Bridge spielen, bürgerliche Verlobung und Ehe und Mitgift, Silberbesteck und Hochzeitsgeschenk, kurzum: Europa.

Zwischen Rechavia und der Klagemauer ist eine Brücke. Aufgegeben scheint endgültig Klage um das verlorene Heiligtum. Rechavia wird als endgültig betrachtet, als Sicherheit, Heimat und Rückkehr, und antiquiert und seltsam scheint der munteren Stadt der Jude, der seine Tränen im Anblick der Jahrtausende vergießt. Ein tollkühnes Geschlecht nennt ein Kino „Cinema Zion“.

Ueber allem leuchtet der tiefblaue Himmel, malt am Abend die Sonne vom sanftesten rötlichen Violett bis zum sanftesten gelblichen Grün, herrlichste Farbenskala über die weißgraue, umwehrte Stadt, dahinter beginnt das Land Judäa, beginnt die Wüste, rot-graue Bergwüste hinter den letzten Häusern Jerusalems.

Osterlied. Von Emil Hügli.

Wenn der Riesenball der Erde
Näher sonnenwärts sich dreht,
Und ein mächtiges „Es werde!“
Durch die Frühlingslande geht,
Wenn die Vöglein sich die Nester
Bauen, jubelnd fern und nah,
Seid auch ihr, das Fest der Feste,
Holde Ostern, wieder da.

Holde Ostern! Frohe Kunde
Bringt ihr uns zur Lenzeszeit,
Aus der eh'rnen Glocken Munde
In die Lande klingt sie weit:
„Freut euch! Er ist auferstanden,
Stärker war er als der Tod,
Seine Kräfte überwand
Grab und Schrecken, Nacht und Not!“

Und wie so die Glocken klingen,
Rufend in den hellen Tag,
Hörst du auch schon Drosseln singen
Und die Veilchen blühen am Hag;
Sieh, der Menschen bunt Gewimmel,
Des verjüngten Sonnenscheins
Freut es sich, und Erd' und Himmel,
Heute sind sie beide eins.

Osterfreude.

Was ist Ostern? Kein bloßes Frühlingsfest. Was die Christenheit in diesen Tagen feiert, ist nicht das Wiedererwachen der Natur, sondern die Auferstehung dessen, der bereit ist, seine Anhänger wahrhaft glücklich zu machen, zu fröhlichen Leuten, die auch in schweren, trüben Tagen ihren Mut und ihre Hoffnung nicht sinken lassen.

Jedesmal, wenn Ostern da ist, ertönt das große, herrliche Triumphlied: Der, welcher am Kreuz auf Golgatha starb, lebt und regiert. Er ist unser König, auf den wir getrost bauen können. Gut, daß wir diese Gewißheit besitzen! Wir haben sie gerade gegenwärtig dringend nötig, sieht es doch in der heutigen Welt vielfach recht dunkel aus. Stets von neuem sind die christusfeindlichen Elemente damit beschäftigt, die Fundamente unserer Religion zu unterwühlen. An manchen Orten macht sich eine Art Verwesungsgeruch bemerkbar. Mit frevelhafter Hand werden alte, heilige Schöpferordnungen gelodert. Die Ehe ist bedroht. Das Familienleben steht in Gefahr. Die wirtschaftliche Not, die auf dem Erdenrund lastet, begünstigt in bedenklicher Weise auch eine innere, seelische Zerrüttung. Egoismus und Mißgunst, Falschheit und andere dämonische Mächte schleichen wie unheimliche Seuchen umher.

Sicher ist: Die Möglichkeit, ein Bessermist zu werden, liegt gegenwärtig sehr

nahe. Rechte Christen aber sind Optimisten, weil sie wissen: Jesus lebt, unter keinen Umständen kann sein Reich untergehen.

Man spürt auch in unserer Zeit neben allem Modergeruch da und dort siegreiche Osterluft. Viele bemühen sich redlich, der Botschaft des Evangeliums neue Türen zu öffnen. Bei manchen, die früher allem Religiösen kühl begegneten, ist ein eifriges, ernstes Fragen, Forschen und Ringen nach dem Einen, das nützt, erwacht. In weiten Kreisen hat man erkannt: Wir sind den verschiedenen Anstürmen, die uns bedrohen, nur gewachsen, wenn sich die Zahl der innerlich lebendigen Menschen stetig mehrt.

So tritt uns gerade heutzutage sehr deutlich der alte, schroffe Gegensatz vor die Augen: Auf der einen Seite die Welt mit ihrem Gefolge, auf der anderen Jesus und seine Jüngerschaft. Stehen wir wirklich unter der beständigen Führung des Mannes, der am ersten Ostermorgen aus dem Tode ins Leben zurückkehrte, dürfen wir bestimmt erfahren, wie wenig uns die Erde, sollten ihre äußeren Verheerungen noch so groß sein, innerlich schaden kann. Das Fest, das die Christenheit jetzt wieder feiert, ist uns geschenkt, damit wir aus jeder Finsternis zum Lichte hindurchzudringen vermögen. Auf diese Weise entsteht echte, bleibende Osterfreude. Schon unzählige sind ihrer teilhaftig geworden. Leute, die fortwährend ihren Launen, Fehlern und schlimmen Gewohnheiten erlagen, wurden fähig, ihre Ketten zu sprengen, und solche, die aus Furcht vor dem Publikum ihre religiöse Gesinnung feige versteckten, fingen an, sie offen zu bekennen. Mit Recht hat der Apostel Paulus geschrieben: „Ist jemand in Christus, so ist er ein neues Geschöpf. Das Alte ist vergangen, siehe, es ist neu geworden“ (2. Kor. 5, 17).

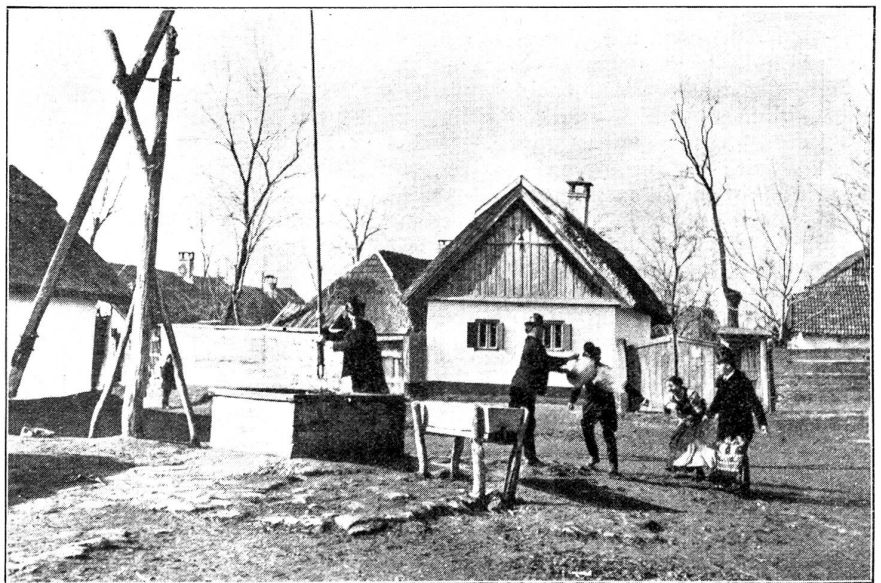
Unsere Zeit mit ihren schweren Notständen braucht unbedingt Menschen, die aus Erfahrung wissen, was wahre, stets wiederkehrende Osterfreude ist. Gebe Gott, daß sie immer zahlreicher unter uns werde.

L.

Ostern im Osten.

Volkskundliche Skizze von Dr. L. Koszella.

„... und wer nicht eine Knospe der Osterpalme verschluckt hat, wird keine Erlösung erhalten“ — hieß es einst. Natürlich dachte man dabei an die geweihte „Palme“, beziehungsweise an ihre Stellvertreterin, die Weide, die seit



Ein alter Osterbrauch in Ungarn. Das Begießen mit Wasser.